

(Nachdruck verboten.)

22)

## Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.

Etwas Weiches regte sich in Lidia, als sie vor die kranke Nivalin hintrat, deren fieberblanke Augen doppelt groß in dem weißen abgemagerten Gesicht leuchteten.

„Sind Sie sehr krank?“ fragte sie gedämpft.

„Sprechen wir nicht davon. Sind Sie böse auf mich?“

Sie brachte es nicht zuwege, anders als mit Nein zu antworten.

Assunta nahm ihre Hand.

„Ich werde nicht im Wege sein. Ich kam nur, um den letzten Schlaf in seiner Nähe zu schlafen. Darf ich das nicht?“

Lidia fühlte, wie es in ihr zusammenbrach. Willenlos sank sie vor dem Bette aufs Knie und brach in Tränen aus.

Assunta beugte sich ganz über sie und küßte ihr Haar.

„Sie sind so schön, viel schöner als ich. Sie werden auch Angelo glücklich machen. Grüßen Sie ihn nur von Assunta und sagen Sie ihm, sie könnte sein Mandolinenspiel niemals vergessen und seine Stimme — und die Mondnacht am Trinita dei Monti. Und bitten Sie ihn vielmals um Vergebung. Ich hätte so gerne noch einmal mit ihm gesprochen. Nun kann ich ihm keinen anderen Gruß bringen.“

„O, warum mußte ich Sie sehen“, schluchzte Lidia. „Das vergesse ich nie!“

Sie nahm Assuntas Hände und küßte ihr Gesicht. Dann stand sie auf und trocknete sich die Augen.

„Leben Sie wohl und verzeihen Sie mir! Verzeihen Sie uns Beiden! Ich muß gehen!“

Mit verweinten Augen, ohne jemanden anzusprechen, eilte sie durch das Spechzimmer und die Treppe hinab, wo die alte Dienerin, die sie begleitet hatte, wartete.

Es begann zu dunkeln. Durch die offenen Fenster hörte man die Abglocken läuten. Aus allen Zimmern strömten die Pensionärinnen — junge Mädchen und alte Frauen — zum Refektorium hinab, wo die Glocke zum Abendbrot rief. Diambra ging mit hinab, während die Mutter bei Assunta blieb.

Um elf Uhr kam Diambra, um die Nachtwache zu übernehmen, wenn das Kloster zur Ruhe ginge.

Assunta saß aufrecht im Bette. Es war ein nervöses Leben in ihr, das im Gegensatz zu der schweren Betäubung der vorhergehenden Tage ganz auffallend wirkte.

Die Fenster standen weit offen. Das Mondlicht fiel in breiten Bahnen über die Fliesen. Die Nacht war hell wie ein Tag.

In einiger Entfernung hörte man zwei Männer zur Begleitung von Mandoline und Gitarre ein Duett singen; ein Liebhaber und sein Freund, die der Auserkorenen eine Serenade brachten. Diambra kannte die Stimmen, Sie hörte sie, so oft der Mond schien.

Die Stimmen schwiegen; man hörte das Gändeklatschen der Vögel, die rings umher saßen und den Gesang vernahmen. Darauf begann die Mandoline, von der Gitarre sekundiert.

„Das Leben ist so herrlich heute abend“, sagte Assunta, „mich dürstet bloß. Könntest Du mir ein bißchen Obst verschaffen, bloß einen Pfirsich.“

„Ich werde es in der Küche leicht bekommen.“

Sie ging hinab und kam sogleich mit einer Schale Früchte zurück.

„Nun fehlt uns bloß ein Messer.“

„Das habe ich in meinem Zimmer.“  
Sie brachte das Messer und schälte Assunta einen Pfirsich. Diese berührte ihn kaum.

„Ich will ihn später essen. Jetzt wollen wir dem Gesang lauschen.“

„Ja, hör' nur! Jetzt singt er allein, der mit der tiefen Stimme.“

Diambra setzte sich an das Fenster und lauschte. Es regte sich etwas Seltsames in ihr, wie ein Drang zu weinen, so oft sie diese metallreiche Stimme hörte, deren Träger sie nie gesehen. Es schien ihr, als sei es die Inbrunst

der Liebe in dieser Stimme, die all die stumme Sehnsucht in ihrer eigenen Brust erlöste und ihr Schwingen gab.

„Hast Du nie geliebt, Diambra?“ fragte Assunta, als der Gesang verstummte.

„Ich weiß es nicht.“

„Wenn man liebt, ist kein Zweifel möglich.“

„Ich beneide Dich.“

„Sage mir, Diambra, ob Du leben wolltest, wenn Du unendlich liebstest und unendlich hoffnungslos?“

„Ich würde leben und zeigen, daß meine Liebe mir genug sei.“

„Was meinst Du damit?“

„Daß ich ohne ihn leben könnte.“

„Darin kann ich keinen Sinn finden. Wenn man liebt, kann man unmöglich entbehren. Entweder man muß sich selbst oder seine Liebe töten. Was ist besser?“

„Wenn es so wäre, würde ich mich selbst töten.“

„Würdest Du Dich nicht vor der Hölle fürchten?“

„Du sprichst so wunderbar. Die Hölle ist etwas, an das ich nie ernsthaft gedacht habe.“

„Ich glaube nicht, daß man in die Hölle kommt, solange man seinem Herzen folgt.“

„Das glaube ich auch nicht. Du solltest nicht soviel über alles nachdenken, was Schwester Filomena sagt. Ihr Verstand ist nicht der beste.“

Die beiden Sänger hatten ihre Serenade geendet. Die Nacht wurde still und kühl. Diambra schloß die Fenster.

„Willst Du mit mir beten?“ fragte Assunta.

Diambra spürte eine seltsame Angst in ihrer Stimme und hielt es für eine Nachwirkung von Schwester Filomenas Worten. Sie kniete beim Bette nieder und sie beteten zusammen.

„Es ist heute abend eine solche Unruhe in Dir“, sagte Diambra, als sie das Gebet beendet. „Deine Hand zittert. Fühlst Du Dich leidend?“

„Nein, ich fühle mich so wohl. Ich will versuchen zu schlafen.“

„Ja, Du brauchst Schlaf. Heute hast Du so wenig geschlafen. Wenn Du erwachst und meiner bedarfst, muß Du bloß rufen.“

Sie setzte sich in einen Lehnstuhl beim Fenster. Eine Weile folgte sie dem auf dem Fußboden spielenden Schatten der mondbeschienenen Palmenblätter. Dann schlummerte sie ein.

Als sie erwachte, war es der Tag, der durch die Scheiben sah.

Sie erhob sich und schlich zum Bette.

Plötzlich stürzte sie mit einem Schrei zu Boden und verlor das Bewußtsein.

Auf dem blutbespritzten Bette lag Assunta mit zer schnittener Pulsader und war tot.

8.

Gräfin Lucia schlief des Nachts nicht. Sie lag da und wand sich unter den Peitschenhieben des Lebens, weinte viel und fluchte noch mehr, bis sie gegen Morgen zum Marsala Zusucht nahm. Ihr Kopf war schwer von einem unformlichen Klumpen von Gedanken, die ihn zu sprengen drohten und sich nicht gebären lassen wollten. Antlitz um Antlitz tangte an ihrem Blicke vorbei wie ebenso viele unlösliche Probleme: Angelo, Ettore, Crocifissa, Lidia, Rufida, Calogero und dann die ferneren: Bionda, Lo Forte und wie sie alle hießen. Von allen Seiten stürmten die Fragen heran, und sie fand keine Antwort. Ihre Kraft war für eine Zeit wie gelähmt.

Assuntas Begräbnis wurde der Schlag, der sie weckte.

Die Beerdigung mußte Sonntag nachmittag stattfinden. Das war ungünstig, weil um diese Zeit alles auf den Weinen war; man hatte die Note so unbemerkt wie möglich unter die Erde zu bringen gedacht.

Schon von früher Morgenstunde an gab es ungewöhnliche Bewegung, nicht unter den Bauern, die wie immer in Haufen beisammenstanden und die Straßen mit ihren Gestalten und ihrem Geschwätz füllten, sondern unter den gebildeten Familien. Geschäftige Herren galoppierten in einer Menae sanoriler Säuler aus und ein.

Als der Leichenzug kam, war er so unansehnlich wie möglich. Es gab keinen kirchlichen Pomp irgendeiner Art — es war ja eine Selbstmörderin, der man zum Grabe folgte. Don Gerlando hatte sich bewegen lassen, mitzugehen; die Superiora fuhr mit Assuntas verzweifelter Mutter; ihnen folgten einige Nonnen und einzelne der jungen Pensionärinnen.

Unten beim Corso aber trat Marchese La Greca in den Trauerzug, entblößten Hauptes, um seine Ehrfurcht auszudrücken. Sogleich schlossen der Apotheker und Rechtsanwalt Bruno sich an, und unter allgemeiner Aufmerksamkeit sah man die drei Kriminalgerichtsassessoren ihnen Folge leisten. Dies begann nach einer Demonstration auszuführen. Mit reißender Schnelligkeit wuchs das Geleite. Um den fehlenden Priestergefang zu ersetzen, stimmte der Marchese eine Litanei an, und der Gesang weckte längs des Corsos immer stärkeres Echo. Auf vielen Altanen knieten Weiber und warfen Blumen über den nackten Sarg herab. Die Bauern entblößten das Haupt, und es fielen Worte, die wie Feldrufe von Mund zu Mund liefen, Aufforderungen, dem jungen Mädchen, das aus Rom gekommen war, um in Siziliens Erde zu ruhen, die letzte Ehre zu erweisen, Aufforderungen, dem alten Marchese, dem Wächter und Schirmer der Ehre der Stadt, zu folgen. Wie eine Begeisterung, eine religiöse Bewegung ergriff es den Volkshaufen — plötzlich, unwiderstehlich. Sie fühlten sich durchbebt von Ehrfurcht für die Leidenschaft, die eines Kindes Hand bewaffnet hatte. Sie empfanden die Schmach, die verübt worden.

Noch einmal erlebte La Greca, daß das Volk den Weg der Ehre, den er ihm wies, erkannte und beschritt.

Hinter den Persiennes gedeckt, hatte die Gräfin den Beginn dieses Schaupiels beobachtet. Sie merkte sich genau alle diejenigen, die an der Spitze gingen, und es kam ihr augenblicklich die Ueberzeugung, daß hinter diesem solidarischen Auftreten Verabredungen lagen. Man war im Begriffe, sich hinter ihrem Rücken zu organisieren. Es war klar, daß man ihre Machtstellung zu untergraben suchte.

Dieser vermutete Sturmloß führte ihre Gedanken wieder in eine feste Richtung und gab ihrem Wesen die geschlossene Kraft zurück, die sie bisher unüberwindlich gemacht hatte.

Sie würde wohl nachzuspüren wissen, wer sich da zusammengerottet, und sich der tausend Mittel, die ihr zu Gebote standen, bedienen, um die Wege dieser Verbündeten zu durchkreuzen. Vorläufig war allerdings noch ein ernstes Hindernis aus dem Wege zu räumen. Solange Lidia und ihre Mitgift nicht gesichert war, mußte sie alle Rücksichten auf den Marchese und seine Freunde nehmen. Darum setzte sie alles daran, die Hochzeit nach Möglichkeit zu beschleunigen, um Lidias standhaften Sinn nicht neuen Ueberraschungen aussetzen. Es waren ähnliche Gründe, die Marchesa Ersilia bestimmten, und die beiden Mütter setzten es durch, daß die Hochzeit für Mitte Oktober anberaumt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Du sollst nicht begehren!

Von Timm Kröger.

Motto: Ich sag es dir: Ein Kerl, der spekuliert,  
Ist wie ein Tier auf dürrer Heide  
Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt,  
Und rings umher liegt schöne grüne Weide.  
Goethe (Mephisto).

### 1. Im Exil.

Vom Ural her bis zur Zimbrischen Halbinsel hin, nach Stagens kühnem Finger hinauf, mitten durch die farmatische und deutsche Tiefebene, streift ein langer, milder Höhenzug von runden Hügeln, worin selten das Knochengerüst der Erde als Fels aufgespießt worden ist. Ursprünglich mag er ganz in Wald vergraben gewesen sein, jetzt zeigt er die Baumkronen als Schmutz; der adergierige Pflug hat große Flächen Landes blank und kahl gemacht. Aber die Seen, die den Fuß der Berge haben und das Landschaftsbild verklären, sind dieselben, die sie von Anbeginn gewesen sind; als lange Schleppe wahllos hingestreuter blauer Gewässer streifen sie dem eilenden Zug des kleinen Gebirges durch die Lande nach.

Wo Wald und Wasser und Berg und Tal zusammenkommen, da ist es allerorten schön, mögen es nun holsteinische Buchen und Eichen, mögen es masureische Tannen sein. Aber die Schönheit der Buchenlandschaft ist fatter, voller, drückender. Immer ein schwerer Duft, die Natur immer wie in elektrischer Spannung ge-

bunden. Sie läßt des Wanderers Nerven nicht; immer erwartet man aus den hohen Baumwipfeln eine Stimme, wie die des alten Jehova, der den Schäferknecht Moses aus brennendem Busch heraus zu seinem Rüstzeug fürte. — Dagegen redet der über warmem Sandboden webende feine masureische Lannenduft eher von sauler Raft nach schwerer Müß als von Jehovas Sendung, und die Föhren und Fichten tragen auf braunen, zuweilen schier rot erscheinenden Armen abenteuerliche Kronen, dem blauen Himmel die Beschwerde ihrer Mühmal vorzuklagen.

Masuren ist ein kaltes Land, ein Zug von rauher Größe liegt darauf. Und das Klima von großer Entschlossenheit.

Anfangs November schneit es ein, meistens aber geht eine Woche klaren Frostes vorher, damit der Masure das Eislaufen nicht verlernt. Dann aber . . . Schnee . . . Schnee . . . Schnee! Und ade, dunkle Erdenmutter, ade, blanker Stahlschuh. Für lange Zeit, vielleicht bis März oder gar bis April hüllt die weiße Winterdecke alles ein.

Bei mildem Wetter fängt es an, es schneit den weißen Schmetterlings- und Federdaumenschnee. Allmählich setzt die Kälte ein, der Wind kommt auf, und rassend fallen harte Graupeln mit schräger Kraft auf Dach und Fach. An den Stubenfenstern schottern sie mit rundem Klang herab. Am dritten Tag schneit es wild in wagerechten, zornig hingeschmissenen Streifen. Zwei Tage wirbelt es von Busch und Baum und Strauch und Dach. — Und dann wird es still.

Abends mochte man noch keinen Hund vor die Türe lassen, die halbt Nacht redete das Wetter in der Menschen Traum hinein, gegen Morgen verstummte der grimme Mann vor den Fensterlufen und am anderen Tag geht die Sonne mit großem Gepränge auf. — Weiße, stille, helle Felber liegen vor den Fenstern. Und nun her mit dem Pelz und den Pelzhandschuhen, her mit den großen ostpreussischen Gummischuhen!

15 bis 20 Grad Reaumur bei stiller Luft. Das ist die Regel. — Der Wauer packt die Wagen ein und halt die Kufen seiner Schlitten her und das andere, was dazu gehört, und stellt es zusammen. Seine Frau tramt die Felle her, die Lammfellmützen und die Schaffelröde, die rauhe Wolle nach innen gekehrt, die Handschuhe von ungegerbtem Leder. So fühlt der Masure sich dem Winter gewachsen, und just so fühlt er sich im Winter wohl.

Masuren ist ein rauhes Land, deshalb hat es auch so gute Ofen. Ein Sprichwort sagt, erst jenseits der Weichsel verstehe man sie zu bauen. — Zwei Meter tief an der Zimmerwand, und die großen Kluftlöcher unzerkleinert hineingeschoben (Steinkohlen sind noch nicht im Gebrauch) so geben sie eine reinliche und angenehme Wärme.

Der junge Pastor stand am Pult und schrieß.

Die Fenster seiner Stube gingen nach der Straße und über die Straße hinweg nach Buchsteiners Garten. In Buchsteiners Garten saßen zwei Krähen im Schnee, und mißmutige schwarze Krähenflügel sah man auch hinter dem Garten über der weißen Ebene. Durch die weiße kahle Ebene lief, wie von Pastors Fenster ausgehend, ein ausgefahrener Schlittensufenweg von unheimlicher Geradheit. Er war nicht mehr geschwungen, als jeder nicht an der Leine abgesteckte Weg ist. — Weshalb sollte er sich auch mehr winden? Er braucht keinem Busch und keinem Strauch aus dem Wege zu gehen. — Die Ebene ist der große, tiefe, jetzt unter der Eisede schlafende See.

Von der Straße kam Schlittengellingel, der junge Mann am Pult achtete nicht darauf, ebensowenig wie auf die Krähen. Er schrieb. — „Du sollst nicht begehren!“ schrieb er.

Einen Augenblick hielt er an, um sich das Kinn zu reiben, nahm die lange Pfeife, die an einen Stuhl gelehnt war, und tat mehrere Züge. Mit der Pfeife lief er um das Pult (es stand mitten in dem geräumigen Zimmer) und fing wieder an.

Du sollst nicht begehren! — das war der Vorwurf, über den er morgen reden wird. Und es gab wenig Themata, die ihn so hinnahmen. Schon in der Gemeindefschule seines Dorfes war er ein Tugendpfindler gewesen. Wie Eingebung war es in seiner Seele haften geblieben, wenn der Lehrer in der Begierde die Wurzel alles Übels bloßgelegt hatte. Später, als eigenes Denken anfang, ihn zu tragen, befestigte er sich noch mehr; nun sah er sogar das Wachsen und Grofwerden schlechter Taten. Erst das Chaos dumpfer Wünsche, das Unbefriedigtsein, dann die sich daraus lösende Vorstellung eines Zustandes, der die ersuchte Befriedigung verheißt — die auf die Herbeiführung gerichtete Absicht, immer noch dumpf und ungelärt, das Herumtafeln und -stoßen unter den verschiedenen Mitteln und Wegen der Ausführung, die Wahl der Tat — der Abschluß und endlich die Ausführung, die böse Handlung selbst. Stamm und Aeste, Zweige und Blätter und Knospen, Blüten und Früchte, ein ganzer Giftbaum ist aus dem Begehren herausgewachsen.

Morgen wollte er es seiner Gemeinde wieder sagen. Es gelang ihm immer mehr, sich dem Gedankengang und dem Ausdruck seiner Pflanzender anzupassen. Freilich, das Feinste und Schönste konnte er ihnen nicht mitteilen, aus dem Gleichartigen, aus den Weispielen, aus dem Spruchartigen durfte er nicht heraustraten. — Die Freude, das Entzücken, wovon er so gern abgeben hätte, weil es ihn um so reicher machte, das aus rein künstlerischem Gefallen aufquellende Entzücken . . . der Aufbau der zehn Gebote,

das mußte er wie ein unfreitwilliger Geizhals in seiner Seele aufspeichern. Bei den zehn Geboten — wie fein die Einleitung der Fortgang, der Schluß! Scheinbar berechnet, aber im Grunde durch nichts als die Natur des Gegenstandes, durch die Zweckmäßigkeit getragen.

Vor allen Dingen die Vereitung des Herzes, Einsenkung der guten Gesinnung. Das dritte Gebot rechnete er noch dazu. Und nun die strafende Gotteshand auf die übeln Taten gelegt: die Familie und die äußeren Gewalten, Leib und Leben, die keusche Eitte, das Eigentum, die Ehre. Das ist der Kreis, worin die verkehrbaren inneren und äußeren Güter beschlossen sind. Und noch einmal legt Gott Jehova den Finger auf die Wurzel aller Uebel: „Du sollst nicht begehren!“ — „Laß Dich nicht gelüsten!“

Wie er es morgen am besten sage, das war die Arbeit seiner Feder und seiner Gänge um das Pult. Die, die zu meinen Füßen sitzen, sind Unmündige und Waisler im Geiste. Wie soll ichs künden, daß sie es mit nach Hause nehmen? Wie verschieden wird der Acker sein, auf den ich mein Samentorn streue! Junge Leute — Augenblicke der Rührung sind ihnen nicht fremd, aber sie bilden die Gefänge brausender Begierden. Da sind silberhaarige Alte mit Fehlern und Mängeln, aber wunschloser als die Jugend, daher vor bösen Entschlüssen geficherter.

„Wie soll ichs sagen?“

Wenn er beim Arbeiten Pausen machte, dann lief er immer rauchend um sein Pult. Erst lief er vor Wochenbetsfreunden über den letzten glücklich ausgegorenen und zu Papier gebrachten Gedanken, und gleich darauf lief er in Geburtswehen der kommenden.

„Wie soll ichs sagen?“

Ein Kilometer, drei Pfeifen — da hatte er es.

„Ich werde ein guter Arbeiter im Weinberg sein,“ murmelte er. „Ich werde den Pflug auf tiefe Brache stellen. Mag auch wilde braune Erde aufgeworfen werden — die freie Gottesluft wandelt alles in fruchtbaren Humus.“

„Grita!“ rief er. Er wollte seiner Aufwartung den Ofen empfehlen, seinen Spaziergang machen und dann im Gasthof das Mittagessen einnehmen.

Grita, eine bewegliche, runde, schwarzäugige Litauerin mittleren Alters, nach Masuren verschlagen, kam mit dem Sechshundspatz, mit den warmen Handschuhen, mit Hut und Stock und der Gummischuhe, diese nach östlicher Mode mit brauner Wolle ausge schlagen und bis über die Knöchel gehend.

In die Gummischuhe trat der Pastor gleich hinein, den Pelz hatte Grita ihm über den rechten Arm gezogen und machte Anstalten, es links ebenso zu machen — da sagte sie: „Herr Pastor, denken Sie, Tante strickt wieder.“

Tante war eine alte Frau, neunzig Jahre alt, ein halbes Jahr hatte sie zu Bett gelegen, man hatte geglaubt, ihr Leben werde verlöschen, wie ein Lampendocht tut, dem es an Öl fehlt. Nun aber war Tante aufgestanden und strickte wieder.

Tante hatte ein kleines Vermögen. — Wenn sie mal die Augen schließt, wird Grita Tributeit ihre einzige Erbin sein. Aber Tante strickte wieder.

Der Pastor war angezogen, er stand in Pelz und Hut vor Grita Tributeit.

„Das ist ja schön,“ antwortete er.

Die Litauerin seufzte leise vor sich hin.

„Grita, freut es Sie denn nicht?“

„Ja, Herr Pastor, freuen wollt ich mich ja. Ganz gern, aber Tante kann nicht mehr sehen und nicht mehr hören und ist sich selbst und anderen zur Last, und vom Leben hat sie rein gar nichts und mag auch nicht mehr darüber sein, und jeden Tag sagt sie: „Wenn unser Herrgott mich doch zu sich nähme.“ Und denn August, was mein Sohn und gelehrter Kaufmann ist, will einen kleinen Handel anfangen und muß Geld haben, und wir wissen nicht, woher nehmen, und bei Lebzeiten gibt Tante nichts ab, da ist sie viel zu geizig zu.“

„Und da haben Sie gedacht: Für August und für mich wäre es ganz gut gewesen, wenn es dem lieben Gott gefallen hätte, der guten Tante für immer die Augen zuzumachen.“

Der Geistliche sah hart drein.

„Ach Gott, Herr Pastor! — Ja, das hab ich getan,“ erwiderte die ehrliche Grita und sah ihrem Herrn mit unschuldigem Lächeln in die Augen. „Ist das Sünde?“

„Wie heißt das neunte Gebot, Frau Tributeit?“

Die Litauerin wußte das neunte Gebot nicht mehr. Sie stammelte was von „Du sollst nicht stehlen!“ Sie war zu lange aus der Schule. Der Pastor half ihr, er rentte ihr Gedächtnis ein, da besann sie sich. Und unter seinem Weisand dämmerte auch noch etwas vom zehnten Gebot. Und als sie sich besonnen hatte, da hatte der geistliche Herr Veranlassung zu einer kleinen Vorübung für die Predigt, die morgen für die Gemeinde bestimmt war. „Du sollst nicht begehren! Laß Dich nicht gelüsten!“ — Im Grunde freute sich der Seelsorger über diesen handgreiflichen Fall eines sündhaften Gelüstens. „Das werde ich morgen wenn auch nur andeutungsweise, verwenden,“ dachte er. — Grita Tributeit erfuhr, daß sie gefehlt habe, daß sie Gedanken, wie die verratenen, gar nicht aufkommen lassen dürfe, ihnen nicht Raum geben, ihnen nicht nachhängen, daß es ihre Pflicht sei, diese Wilder und Vorstellungen zu unterdrücken, und daß sie vor Gott dem Herrn schuldig sei, da sie gegen sein Verbot gefehlt habe.

Grita Tributeit küßte dem Prediger den Rodsaum: „Dank auch vielmals für die schönen Worte, und daß Sie's mir gesagt haben. Ich wußte ja gar nicht, wie tief ich in Sünden steckte. Und ich will der lieben Gott auch bitten, daß er's mir vergibt, und soll auch gewiß nicht wieder geschehen, es war ja nur des Jungen wegen. Er hat ja eine Braut und möchte Hochzeit machen und ein Geschäft anfangen. Wenn es Sünde ist, so zu denken, dann wollen wir es nicht tun, und meinei wegen und seinetwegen soll Tante noch lange stricken.“

(Fortsetzung folgt.)

## Ethnologische Streifzüge durch die Balkanhalbinsel.

Die wichtigen politischen Ereignisse, die sich in den letzten Tagen auf dem Balkan abgespielt haben und zweifellos — man denke nur an Mazedonien — in naher Zukunft noch abspielen werden, dürften es angebracht sein lassen, einmal einen kurzen ethnologischen Streifzug durch jene Länder zu unternehmen, die mehr oder minder zu der „politischen Interessensphäre“ gehören. Zunächst sei eine kurze geographische Erläuterung vorausgeschickt.

Was versteht man geographisch unter „Balkan“ und „Balkanhalbinsel“? „Balkan“ heißt auf türkisch Gebirge. Im Altertum wurde das 21–45 Kilometer breite gewaltige Gebirge, das sich vom serbischen Grenzfluß Timok im 600 Kilometer im westöstlicher Richtung bis an das Schwarze Meer erstreckt, Hämos genannt. Dieses Gebirge, das in den Ost-, Zentral- und West-Balkan zerfällt, bildet die Wasserscheide zwischen dem Ägäischen Meere und der Donau. Berühmt und wichtig sind mehrere Pässe des Balkan; sie sind zum Teil fahrbar. Auch führen über ihn zahlreiche Karrenwege, Saumpfade, Eisenbahnen und eine ganze Anzahl Strazenzüge. Die hohe Bedeutung der Balkanhalbinsel, die man besser als die südosteuropäische Halbinsel bezeichnen würde, ist in ihrer geographischen Lage begründet: an der Schwelle Asiens gelegen, ist sie eines der wichtigsten Durchgangsländer für den Levantehandel.

Diese Halbinsel weist nun ein buntes Völkergemisch auf und ist augenblicklich nicht nur von Interesse durch die türkische Revolution, sondern auch als der ständige Schauplatz grimmiger Streitigkeiten der verschiedenen Nationalitäten. Fast kann man sagen, daß dort ein Kampf aller gegen alle entbrannt ist, und dieser Kampf nimmt oft Formen an, die für den sogenannten gebildeten Mitteleuropäer unverständlich sind. In der Tat werden diese Erscheinungen verständlich erst auf Grund der Kenntnis der geschichtlichen Tatsachen und der Entrollung der ethnologischen Musterkarte der Balkanhalbinsel, die uns im Süden der blauen Donau ein in Europa nicht wieder vorkommendes Nationalitätengewimmel zeigt. Allerdings kann die Aufgabe, den Schauplatz der Nationalitätenkämpfe in wenigen Strichen zu zeichnen oder durch scharfe Grenzlinien die Völker abzuzeichnen, nicht so leicht gelöst werden. Der von mehreren Völkern umwobenen Gebiete gibt es noch sehr viele, die eingesetzten Kräfte sind häufig so gleichwertig, das Volksbewußtsein ist manchmal so schwankend, daß jede Lösung von mehreren, wenn nicht von allen Seiten und gewiß nicht immer ohne Grund, angefochten werden würde. Selbst die relativ zuverlässigsten Statistiken werden stets von den darin behandelten Nationalitäten angezweifelt und für absichtlich übertrieben erklärt. Indessen ergeben verschiedene andere vertrauenswürdige Quellen ein immerhin zuverlässiges Bild über die Völkerelemente der Balkanhalbinsel.

Als Hauptgruppen der Balkanvölker kann man nennen: Türken, Bulgaren, Griechen, Serben und Montenegriner, Albanesen und Rumänen.

Von diesen sind die Bulgaren, Serben und Montenegriner Slaven, die Griechen, Rumänen und Albanesen Gräko-Latiner. Das türkische Gebiet in Europa zählt nicht mehr ganz sechs Millionen Bewohner. Die Türken oder Osmanen bilden nirgends die Grundbevölkerung eines größeren Raumes in ihrem Lande; namentlich von Griechen und Bulgaren durchsetzt, sind sie unter den übrigen Stämmen zerstreut, wie Besatzungen, „um unterdrückte Länder im Zaume zu halten“. „In Europa liegen die Türken nur im Lager.“ Eine Menge der an ihnen gerühmten Tugenden, die Würde, die Ruhe, die Geduld der Türken beruht, genauer zugehört, auf einer negativen Seite ihres Bewusstseins, die alle rasche Bewegung des Leibes und des Geistes ausschließt. Unwissenheit, Dünkel, Seelen schlaf, Phlegma, der Glaube an ein unabänderliches Fatum, der Mangel aller Mitleidenschaft für Menschengeschöpfe, sind die Grundlagen aller türkischen Tugenden, die oft an die der Indianer erinnern. Aber diese kalten, langsamen Naturen können auch entzündet werden: Wut, Haß und Fanatismus sprühen den Funken in den nach dieser Seite rasch fassenden Zunder. Daß manchen Beobachtern türkisches Wesen im Vergleich mit griechischem sozusagen, erklärt sich leicht: die rohe Ehrlichkeit und Treue des Naturmenschen (die oft mit einem Nichtwissen zusammenfällt) neben der Verliebtheit eines Handelsvolkes nimmt uns immer ein.

Die Bulgaren wohnen ziemlich geschlossen im heutigen Bulgarien und Ostrumelien, sowie in einem großen Teil Mazedoniens; westlich greifen sie nach Serbien hinein, und im Süden sind sie mit

Albanesen, Griechen und Türken vermischt. Der Nationalität nach wurden im Fürstentum Bulgarien und Ostrumelien im Jahre 1900 gezählt: 2 887 684 Bulgaren, 530 275 Türken, 71 704 Rumänen, 68 450 Griechen, 89 083 Zigeuner, 33 655 spanische Juden, 3491 Deutsche, 1020 Russen, 58 914 andere (Armenier, Tataren usw.). Die Bulgaren sitzen heute im Innern und im Westen des Landes; die Türken wohnen weitans überwiegend im Osten, im Westen sind sie auf die Städte beschränkt; die Griechen leben an der Küste, im unteren Tundschatal und zerstreut in den Städten, die Zigeuner über das ganze Land verteilt, die Rumänen an der Donau, die Tataren bei Warna und an der Donau. Der Religion nach wurden 1900 gezählt 3 020 840 Orthodoxe und 643 253 Mohammedaner; die übrigen Bewohner sind auf verschiedene andere Religionen verteilt. Während die Befenner Mohammeds an Zahl zurückgehen, befinden sich die Bulgaren auf dem aufsteigenden Aste ihrer Entwicklung. Sie haben auf alle slavischen Elemente der türkischen Gebiete große Anziehungskraft und werden dank der planvollen Zähigkeit ihrer Arbeit und ihren großartigen Mitteln zweifellos die bereits innerhalb Großbulgariens überflügelt Griechen bald weiter hinter sich lassen. Das ist die Haupt Sorge der Bulgaren. Außerhalb Großbulgariens ist ein langsames, aber auch stetes Anwachsen zu erwarten.

Von der irrigen Ansicht ausgehend, daß alle Bewohner der griechisch-orthodoxen Religion zu den Griechen zu rechnen seien, hielt man früher die Griechen für die verbreitetste Nationalität der Balkanhalbinsel. Das Königreich Griechenland zählt etwa 1 880 000 Griechen (Neugriechen), die trotz starker Vermischung fremder Elemente und trotz Beeinflussung durch Türken, Slawen und Italiener doch viele unverkennbare Spuren der Ähnlichkeit mit den alten Hellenen an sich tragen und sich ihre Assimilationskraft bewahrt haben. Von der Gesamtbevölkerung Griechenlands (2 433 806 Köpfe) sind etwa 200 000 Albanesen, außerdem leben in Griechenland Kuzubulachen oder Zinzaren, Türken und etwa 6000 Juden. Keine Griechen wohnen dann noch im südlichen Teile Mazedoniens und an den Meeresküsten bis hinauf an die Mündung der Donau, sowie auf den Inseln des Ägäischen Meeres und an den Küsten Kleinasiens. Im ganzen darf man ihre Zahl auf 7—8 Millionen schätzen. Während die gewöhnlich Handel treibenden Griechen gegenüber den Ackerbau und Viehzucht treibenden Bulgaren innerhalb Großbulgariens keine Aussicht auf starke Erhöhung ihrer Kulturstärke haben, wird ihnen außerhalb ihres Reiches der Thessalien nördlich vorgelagerte Teil, die Gestebe des Marmarameeres und Epiros ein Bestium bleiben, das ihnen in absehbarer Zeit nicht streitig gemacht werden kann. Neben diesen beiden mächtigen Bewerbern um das türkische Erbe — denn darauf laufen ihre Bestrebungen hinaus — sind Rumänen und Serben von weit geringerer Bedeutung. Während die Zahl der Serben, die auf türkischem Gebiet wohnen, auf etwa 1 350 000 angegeben wird, zählt das heutige Königreich Serbien etwa 2 1/4 Millionen Einwohner. Die auf österreichischem Gebiete wohnenden Kroaten, Dalmatiner, Slawonier, Bosnialen sind gleichfalls serbischen Ursprungs. Die österreichischen Serben gehören allerdings meist der katholischen Kirche an, während die Serben des Königreichs Serbien der griechischen Kirche zählen. Serben sind auch fast durchweg die 200 000 Bewohner der Schwarzen Berge, des kleinen Fürstentums Montenegro.

Die Albanesen, Arnauten, oder, wie sie sich nennen, Schtipetaren, das heißt Felsbewohner, sind wohl der älteste unter den Volksstämmen der Balkanhalbinsel und bilden eine Völkergemeinschaft für sich. Sie sind Abkommen der alten Illyrier und zählen etwa 1 900 000 Köpfe. Die Hauptmasse wohnt im heutigen Albanien und zählt der Religion nach 790 000 Mohammedaner, 85 000 römische Katholiken und 240 000 orthodoxe Christen. In Mittelalbanien haben sich die Albanesen in zwei mundartig verschiedene Gruppen, die Ghegen und Tosken, gespalten. Jene bewohnen das sogenannte Oberalbanien und teilen sich in eine größere Zahl von Stämmen. Später haben sich diese ghegischen Stämme im Wege der Auswanderung von Kolonien auch auf der nordmazedonischen — oder altpersischen Hochebene ausgebreitet. Man schätzt die Gesamtzahl der Ghegen auf ungefähr eine Million Seelen. Die Tosken ihrerseits bewohnen Unteralbanien, das heißt, die Landschaft nach Süden bis zum Golf von Arta und dürften ungefähr 800 000 Seelen zählen. Außerdem bilden die Tosken, einen, wenn auch zerstreut wohnenden, doch numerisch sehr erheblichen Volksbestandteil in den nördlichen Provinzen Griechenlands.

Die Rumänen oder Romuni schließlich haben nördlich der griechischen Grenze ihre Sprachinsel mit Zähigkeit behauptet. Man rechnet jetzt gegen 10 Millionen rumänisch Redende, von denen über 5 1/2 Millionen in Rumänien wohnen. Im Nationalitätenstreit der Balkanhalbinsel spielen die Rumänen, die nach Süden zur völligen Abrundung gelangt sind und nur südlich der Donau (Serbien und Bulgarien) etwa 200 000 Stammesgenossen zählen, keine besonders hervorragende Rolle.

## Kleines feuilleton.

### Geographisches.

\*) Eine Deutsche Expedition zur Erforschung des Meeres. Ueber die Forschungsreise nach Ozeanien, die das

Vermessungsschiff „Planet“ im Januar 1906 von Kiel aus antrat und die nach 15monatlichen Arbeiten an der chinesischen Küste ihren Abschluß fand, gibt W. Brenneke, der als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Expedition teilgenommen hat, in dem neuesten Hefte der „Neuen Rundschau“ einen interessanten Bericht. Man hatte sich für die Route über das Kap der Guten Hoffnung entschieden, um an der afrikanischen Küste und im Atlantischen Ozean auf der Höhe von St. Helena Tiefseeforschungen vorzunehmen. Ueber Madagaskar, Mauritius, Diego Rodrique und Colombo führt die Fahrt, stets von wissenschaftlichen Beobachtungen begleitet, durch die holländischen Inseln ins deutsche Südsee-Inselgebiet. Eine Reihe interessanter Feststellungen über die Formationen der Ozeantiefe und über die meteorologischen Verhältnisse der Tropen bilden die reiche Ausbeute der Fahrt. Besonders interessant sind die Aufgaben, die auf der Höhe von St. Helena die Forscher erwarteten. Das Relief des Meeresbodens zeigt im allgemeinen eine gewisse Eintönigkeit, dann aber wieder gibt es Gebiete, in denen Höhenzüge mit tiefen Gräben und steilen Wänden abwechseln, die auf die Zirkulation des Tiefenwassers oft von großem Einfluß sind. Durch den Atlantischen Ozean z. B. läuft eine solche Längswelle von etwa 3000 Meter Tiefe von Island bis Tristan da Cunha, auf der auch St. Helena liegt. Schon frühere Tiefseeforschungen hatten ergeben, daß ungefähr auf der Breite der Walfischbai eine große Querbarre das von Süden kommende kalte Bodenwasser gegen den Norden absperrn müsse, da von hier ab das südliche Bodenwasser bedeutend wärmer ist, wie das nördliche. Dieser Querringel war schon von der „Valdivia“ und dem „Gauß“ angelotet worden. Es fehlte noch die Gewißheit über seine Tiefenlage und den Punkt, wo er am afrikanischen Kontinent beginnt. Den Forschern des „Planet“ gelang es, festzustellen, daß der Rücken mit einer durchschnittlichen Tiefe von 2500 Meter zwei über 5000 Meter tiefe Mulden trennt, im Norden die südafrikanische, im Süden die Kap-Mulde. Es ist in der Tat eine unterseeische Wasserscheide, die als ein Damm dem aus dem südlichen Eismeer kommenden Tiefenstrom sich entgegenstemmt. Südlich des Rückens fand man eine Temperatur von 1,1 Grad bei einem Salzgehalt von 34,74 Gramm pro Liter, während nördlich die Temperatur 2,5 Grad betrug, bei 34,88 Gramm Salzgehalt. Auch bei Madagaskar gelingt die Feststellung eines solchen 2000 Meter unter Wasser liegenden Rückens. Sowohl nach Westen wie nach Osten finden sich Tiefen von über 5000 Meter, so daß bei einer Senkung der Meeresoberfläche um 2000 Meter die Insel sich fast verdoppeln würde. Wahrscheinlich war dies auch früher so, denn mit den unter Wasser liegenden Schichten hängt die Insel zusammen. Auf der Fahrt nach Colombo werden unausgeseht mit Hilfe von Drachen meteorologische Studien angestellt. Hier beobachtete man über dem Südostpassat einen nordwestlichen Antipassat, allerdings erst in Höhen von 8000 Meter. Dies sind die ersten aerologischen Forschungen, die im Indischen Ozean unternommen wurden. Die größten Wassertiefen, die bislang gelotet wurden (im Stillen Ozean 9636 Meter), liegen nicht in der Meeresmitte, sondern in der Nähe des Festlandes oder ehemaliger Festlandsränder. Sie sind begleitet von schmalen Einsenkungen, den sogenannten Gräben. Systematische Lotungen in dieser Hinsicht waren an der Südküste Javas noch nicht vorgenommen. Dem „Planet“ gelang es, festzustellen, daß an der Südküste der Insel der Meeresboden zunächst 3000 Meter abfällt, dann wieder auf 2000 Meter Tiefe steigt, um darauf wieder auf 7000 Meter zu fallen. Diese Lotung von 7000 Meter ist die größte bis jetzt im Indischen Ozean gemessene Tiefe. Hier gelingt auch der Expedition ihr höchster Sondierballonaufstieg: 18 000 Meter. Er bekräftigt die Mächtigkeit des vom asiatischen Festland herüberwehenden Südwestmonsuns, erst in Höhen von 8000 Meter setzt eine entgegenwirkende Aufströmung ein. Nach einem kurzen Aufenthalt am dem Stationsplatz Matubi werden die Tiefenverhältnisse des tropischen Stillen Ozeans weiter untersucht. Die einzelnen Ozeane in gleichen Breiten große Verschiedenheiten schon in den Temperaturverhältnissen der mittleren Wasserschichten. In allen drei Ozeanen beobachtet der „Planet“ Oberflächentemperatur von 27—29 Grad, dagegen variiert in den Tiefen die Wärme außerordentlich. Im Atlantischen Ozean z. B. werden beobachtet bei 100 Meter Tiefe 15 Grad, bei 200 Meter 13 Grad; im Indischen Ozean dagegen bei 100 Meter Tiefe 27 Grad, bei 200 Meter 12 Grad; der Stille Ozean endlich zeigte unter dem Äquator bei 100 Meter 27 und bei 200 Meter 20 Grad. Diese merkwürdige Tatsache erklärt sich daraus, daß jeder Ozean einen Organismus für sich bildet, der auch in sich zirkuliert. Diese Zirkulation hängt von den verschiedenartigsten Umständen ab: von den umgebenden Festländern, von den Winden, zum Teil auch von der Verdunstung und Abkühlung in bestimmten Breiten usw. Die genaue Feststellung dieser Beziehungen, die die Hauptaufgabe der Ozeanographie bilden, sind von größter Bedeutung. Denn erst neuerdings ist ermittelt worden, daß der Witterungswechsel mit den Temperaturschwankungen des Meeres in Wechselbeziehungen steht. An der Ostseite der Philippinen, in der Richtung auf die Bernardinofstraße, entdeckte der „Planet“ schließlich den „Philippinengraben“. Er zeigt Tiefen bis zu 8000 Meter, steht also den größten bekannten Meeres-tiefen nahe. Die Böschung ist sehr steil, die größte Tiefe liegt 25 Seemeilen von der Küste,